Der Arbeiter Emeljan und die leere Trommel

Von Graf Leo Tolstoj.
(Aus dem Russischen übersetzt.)

Emeljan war Taglöhner. Einst ging er die Wiese entlang zur Arbeit, als plötzlich ein Frosch vor ihm über den Weg herhüpfte; beinahe hätte Emeljan ihn zertreten. Er schreitet an dem Frosch vorbei. Plötzlich vernimmt er eine Stimme, die nach ihm ruft. Emeljan sieht sich um und erblickt ein bildschönes Mädchen, das zu ihm sagt: „Emeljan, warum heiratest Du nicht?" — „Wie soll ich, Mädchen, heirathen? Ich habe ja nichts. Niemand wird mich nehmen wollen."

Da sagt das Mädchen: „Nimm mich zum Weibe," worauf er sagt: „Mit großer Freude, aber wo werden wir wohnen?"

„Darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen," spricht das Mädchen. „Man braucht nur so viel als möglich zu schaffen, — da werden wir überall Kleider haben und satt sein."

„Nun gut. Heirathen wir. Wo wollen wir aber hin?"

„Wir gehen in die Stadt."

Emeljan ging mit dem Mädchen in die Stadt. Das Mädchen führte ihn in ein gar wenig umfangreiches Häuschen am Ende der Stadt; sie verheiratheten sich und lebten miteinander. Einst fuhr der Czar außerhalb der Stadt spazieren. Er kam auch an Emeljan's Hause vorüber; Emeljan's Frau wollte den Czaren sehen und trat auf die Straße. Als der Czar sie bemerkte, staunte er. „Wo mag nur eine solche Schönheit geboren sein?" Der Czar ließ den Wagen anhalten, rief Emeljan's Frau zu sich und fragte sie:

„Wer bist Du?"

„Des Bauern Emeljan Frau," antwortete sie.

„Warum hast Du, eine solche Schönheit, einen Bauern geheirathet? Du bist zur Zarin geboren."

„Danke für die lieben Worte," sagte sie, „aber ich fühle mit meinem Bauern wohl."

Der Czar wechselte mit ihr noch einige Worte und fuhr weiter. Er kehrte heim. Aber Emeljan's Frau ging ihm nicht aus dem Sinn. Die ganze Nacht schlief er nicht und dachte nur daran, wie er nur dem Emeljan seine Frau wegnehmen könnte. Doch fiel ihm nichts Passendes ein. Er rief seine Dienerschaft zusammen und gab ihr den Auftrag, einen Grund ausfindig zu machen. Da sagte die Zarendienerschaft: „Nimm den Emeljan zu Dir in das Schloß als Arbeiter auf. Wir werden ihn mit Arbeit zu Tode quälen, sein Weib bleibt dann Wittwe, dann kannst Du sie nehmen." Der Zar that auch so: ließ Emeljan zu sich auf das Schloß holen und ließ ihm sagen, Emeljan und Frau sollen im Schlosse wohnen.

Die Gesandten kamen und bestellten Alles. Da sagte die Frau: „Gut, geh. Arbeite dort den ganzen Tag und Nachts kommst Du zu mir."

Emeljan nahm den Antrag an und ging in das Schloß. Da fragte ihn ein Zarendiener: „Warum bist Du allein, ohne Dein Weib?"

„Weshalb soll sie mit mir kommen? Sie hat ja ein Heim." Emeljan bekam eine Aufgabe, die Zweien schwer fiel. Emeljan spannte seine Kräfte an und wurde noch vor Abendbrod fertig. Als der Aufseher bemerkte, daß er fertig wurde, gab er ihm für den nächsten Tag eine vierfach größere Arbeit auf. Als Emeljan zu Hause angelangt war, fand er Alles sauber gemacht und geordnet; der Ofen war warm, das Essen stand fertig da. Seine Frau saß am Tische, nähte und erwartete ihren Mann. Sie ging ihrem Manne entgegen, stellte das Abendessen auf, ließ ihn sich satt essen und trinken und fragte ihn dann nach der Arbeit. „Schwer ist sie; die Arbeit wird mir über die Kräfte steigen, sie werden mich noch todt quälen."

„Denke doch nicht an die Arbeit, — schaue weder nach vorn, noch nach hinten, — weder danach, ob Du viel fertig hast, noch danach, ob noch viel Dir übrig geblieben ist. Arbeite stets. Dann wird Alles zur rechten Zeit fertig."

Emeljan legte sich zu Bett. Morgens ging er wieder fort. Er setzte sich an die Arbeit und schaut sich nicht ein einziges Mal um. Da ist zum Abend Alles fertig geworden. Als er nach Hause kam, war es draußen noch hell. Jeden Tag wurde seine Aufgabe vergrößert, doch wurde er zur rechten Zeit immer fertig und ging stets nach Hause schlafen. So verging eine Woche. Die Czarendienerschaft sah, daß bei solchen Aufgaben der Bauer nicht umzubringen ist. Sie begannen ihm feine Arbeiten aufzugeben. Aber da war auch nichts auszurichten. Die Zimmermanns-, die Maurer-, die Dachdeckerarbeit — welche Arbeit man ihm auch aufgab — jede Arbeit brachte Emeljan zur gegebenen Frist fertig und ging dann zur Frau schlafen. So verging die zweite Woche. Da rief der Czar seine Dienerschaft zu sich und sagte: „Füttere ich denn Euch umsonst? Zwei Wochen sind verstrichen, aber Ihr habt nichts zu Stande gebracht. Ihr wolltet doch den Emeljan todtarbeiten lassen und doch sehe ich aus meinem Fenster ihn jeden Tag heimgehen, Lieder singend. Oder wollt Ihr mich zum Narren halten?"

„Die Dienerschaft suchte sich zu rechtfertigen und sie sagten: „Wir suchten ihn Anfangs mit einfacher Dienerarbeit umzubringen, aber das half nichts. Alle Arbeiten brachte er zu Stande, ohne müde zu werden. Wir gaben ihm feine Arbeiten auf, wir dachten, die Arbeiten stehen über seinem Verstand, aber das half nichts. Woher er nur die Kunst heraushabe? Alles macht er, Alles versteht er. Es muß unbedingt entweder in ihm selber oder in seinem Weibe ein Zauberer stecken. Wir haben ihn auch satt. Wir geben ihm stets etwas auf, was er sicher nicht machen kann. Er soll an einem Tage einen Dom erbauen. Laß Emeljan zu Dir kommen und befiehl ihm in einem Tage einen Dom Deinem Schlosse gegenüber zu erbauen. Und wird er den nicht fertig bringen, dann kann man ihn köpfen."

Der Zar ließ Emeljan kommen und sagte zu ihm: „So mein Befehl: erbaue für mich auf dem Platze vor meinem Schlosse einen neuen Dom, und morgen Abend muß er fertig sein. Machst Du ihn fertig — belohne ich Dich, erbaust Du ihn nicht — laß ich Dich tödten." Emeljan hörte die Zarenworte an, drehte sich um und ging nach Hause. „Jetzt naht mein Ende," dachte er. Als er nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Jetzt, Weib mache Dich bereit, wir müssen fliehen, sonst sind wir verloren."

„So plötzlich so furchtsam, daß Du fliehen mußt?"

„Wie sollte ich nicht furchtsam werden: Der Czar befahl mir, am morgigen Tage einen Dom zu erbauen. Und wenn ich ihn nicht erbaue, so drohte er, mich aufzuknüpfen. Es bleibt nur eines übrig — fliehen, so lange es noch Zeit ist."

Die Frau ließ sich darauf nicht ein. „Der Czar hat viel Soldaten, sie werden uns überall abfangen. Ihm entflieht man nicht. Und so lange man Kraft hat, muß man gehorchen."

„Aber wie soll ich das, wenn ich keine Kräfte habe?"

„Ach Liebster, betrübe Dich nicht, iß zu Abend und leg' Dich zu Bett; des Morgens stehst Du früher auf. Du wirst schon fertig werden."

Emeljan legte sich zu Bett; seine Frau weckte ihn auf.

„Geh'," sagte sie, „der Dom ist fertig, nur kleine Schlußarbeiten sind noch nachzumachen — hier hast Du Nägel und Hammer, es ist gerade noch Arbeit für einen Tag."

Emeljan machte sich zur Stadt auf — wirklich ein neuer Dom stand inmitten des Platzes — nur noch ein klein wenig Arbeit und er ist vollendet. Emeljan setzte sich an die Arbeit — gegen Abend war Alles fertig. Der Zar erwachte, schaute aus seinem Schloß und was sah er? — ein Dom steht da, Emeljan beschäftigt ihn, und wo ein Haken fehlt, den schlägt er ein. Der Zar freute sich wenig über den Dom; er ärgerte sich, denn er kann den Emeljan nicht köpfen, er kann ihm nicht seine Frau nehmen. Der Zar ließ wieder seine Dienerschaft zusammenrufen.

„Auch diese Aufgabe hatte Emeljan gelöst, ich kann ihn nicht köpfen lassen. Diese Aufgabe war ihm zu klein. Ihr müßt etwas Schlimmeres ausfindig machen. Denkt nach, sonst lasse ich Euch noch statt seiner aufknüpfen."

Da schlugen die Diener vor, der Czar möge doch Emeljan einen Strom machen lassen, der um das Schloß fließen und auf dem Schiffe schwimmen sollen. Der Czar befahl zu sich Emeljan und gab ihm die neue Arbeit auf.

„Wenn Du in einer Nacht einen Dom zu bauen vermochtest, dann wirst Du die neue Arbeit vollbringen können, — also morgen muß Alles fertig sein. Wenn nicht, lasse ich Dir den Kopf abhauen."

Emeljan wurde noch mehr betrübt, als das erste Mal, er kam zu seiner Frau ganz niedergeschlagen.

„So traurig, hat Dir der Czar etwas Neues aufgebürdet?" Emeljan erzählte ihr Alles. „Man muß fliehen," sagte er. Seine Frau aber meinte: „Soldaten entfliehst Du nicht, überall wirst Du gefangen, man muß gehorchen."

„Aber wie? — Ach, mein Liebster, brauchst nicht bekümmert zu sein. Speise zu Abend und geh' zu Bett. Steh' nur früher auf, dann wird Alles schon zurecht sein."

Emeljan ging zu Bett. Morgens weckt ihn seine Frau auf. „Geh'," sagte sie, „zum Schloß hin. Alles ist fertig. Nur an einer Stelle noch, an der Brücke, dem Schloß gegenüber, befindet sich ein Hügelein. Hier ist ein Spaten, ebne diese Stelle."

Emeljan machte sich auf den Weg; in der Stadt angelangt, sah er einen Strom um das Schloß, Schiffe segeln auf demselben. Er trat an die Brücke, dem Schloß gegenüber, sah die unebene Stelle und machte sich an die Arbeit.

Der Czar wachte auf. Was sieht er? einen Strom, auf dem Strome segeln Schiffe und Emeljan ebnet mit einem Spaten ein Hügelein. Der Czar erschrack und der Strom und die Schiffe machen ihm keine Freude, er ärgerte sich, denn er kann Emeljan nicht tödten lassen und dachte: „Was nun thun?" Er ließ seine Dienerschaft zusammenkommen und hielt mit ihnen Rath.

Die Höflinge dachten nach und überlegten. Dann kamen sie zu ihm und sagten: „Emeljan muß gerufen werden und Du mußt ihm sagen: „Geh', ich weiß nicht wohin und hole, ich weiß nicht was." Das wird er sicher nicht fertig bringen. Denn wohin er auch gehen mag, kannst Du immer sagen, er gehe nicht den richtigen Weg, und was er Dir auch bringen mag, sagst Du immer, er habe nicht das Richtige gebracht. Dann kann man ihn tödten und ihm die Frau nehmen."

Der Czar wurde froh. „Das war gescheit erdacht," rief er aus. Der Czar ließ Emeljahn kommen und sagte zu ihm: „Geh', ich weiß nicht wohin, und hole mir, ich weiß nicht was. Und bringst Du das Richtige nicht — dann lasse ich Dir den Kopf abschneiden."

Emeljan ging zu seiner Frau und erzählte ihr, was ihm der Czar befohlen hatte. Seine Frau wurde nachdenklich.

„Das hat man ihm," sagte sie, „zu seinem Unglück angestiftet. Jetzt müssen wir vernünftig handeln." Sie setzte sich hin, dachte nach und sagte sodann zu ihrem Manne:

„Du wirst jetzt weit zu gehen haben — zu unserer Großmutter — zu einer alten Bauern-Soldatenmutter — ihren Rath mußt Du Dir holen. Bekommst Du von ihr ein Etwas, dann eile zurück in das Schloß, ich werde dort sein. Jetzt bin ich in den Händen Jener. Sie werden mich mit Gewalt nehmen, aber auf nicht lange Zeit. Sobald Du Alles so thust, wie die Großmutter es befiehlt, dann wirst Du mich bald frei haben."

Die Frau machte Alles zur Reise fertig, gab ihm ein Täschchen, sie gab ihm auch eine Spindel. „Das giebst Du ihr. Daran wird sie erkennen daß Du mein Mann bist." Sie zeigte ihm auch den Weg. Emeljan ging, außerhalb der Stadt wurden Soldaten gedrillt. Er blieb stehen und schaute zu. Die Soldaten waren fertig und setzten sich zur Ruhe nieder. Emeljan trat auf die Soldaten hinzu und fragte: „Wißt Ihr nicht, Freunde, wie man geht, ich weiß nicht wohin, und wie man holt, ich weiß nicht was?"

Die Soldaten vernahmen es und staunten: „Wer hat Dich herausgesandt?"

„Der Czar."

„Wir selber, antworteten die Soldaten, gehen seit unserer Militärzeit, und wissen nicht wohin, und können immer nicht an der richtigen Stelle ankommen, und suchen — wir wissen selber nicht was — und können es nicht finden. Wir können Dir nicht helfen."

Emeljan blieb noch einige Zeit mit den Soldaten und ging weiter, bis er endlich an einem Walde anlangte. Im Walde stand eine Hütte. In der Hütte saß ein altes Weib — eine Bauern-Soldatenmutter — sie spinnt Flachs und weint, und die Finger benetzt sie nicht mit dem Speichel, sondern mit ihren Thränen.

Als die Emeljan wahrnahm, schrie sie an: „Was willst Du hier?" Da reichte ihr Emeljan die Spindel und sagte, seine Frau habe ihn hergeschickt. Die Frau wurde sofort weichherzig und erkundigte sich näher nach ihm. Da erzählte ihr Emeljan sein ganzes Leid, wie er ein Mädchen heirathete, wie er nach der Stadt zog, wie er in das Schloß gerufen wurde, wie er im Schlosse, wie er einen Dom und einen Strom mit Schiffen aus demselben fertig machte und wie endlich der Czar ihm jetzt befahl, zu gehen, er weiß nicht wohin, und zu holen, er weiß nicht was.

Die Alte hörte ihn und hörte auf zu weinen. Und sie murmelte vor sich hin: „Meine Zeit scheint gekommen zu sein. Nun, Freund, setze Dich nieder und labe Dich an Speise und Trank."

Emeljan labte und die Alte sprach: „Hier hast Du einen Knäuel Garn. Wirf es vor Dich hin und folge ihm, wo es hinrollen wird. Du wirst weit zu gehen haben, sehr weit bis zum Meer. Bist Du am Meere, dann findest Du eine große Stadt. Geh' in die Stadt und bitte im letzten Hause (der Stadt) um ein Nachtquartier. Hier suche das, was Du brauchst."

„Aber Großmütterchen, woran soll ich es erkennen?"

„Wenn Du etwas sehen wirst, dem man lieber gehorcht, als Vater und Mutter, dann ist es, was Du suchst, nimm es trage es zum Czaren. Der Czar wird sagen, es ist nicht das Richtige, dann erwiderst Du: „Wenn nicht, dann muß ich es zerschlagen", und dann schlage darauf, bring es an den Fluß, zerschlage es und wirf es in's Wasser; dann bekommst Du Dein Weib wieder und meine Thränen werden getrocknet."

Emeljahn verabschiedete sich von der Alten und warf das Knäuel vor sich. Es rollte und rollte, bis das Knäuel ihn ans Meer brachte. Am Meere stand eine große Stadt. Am Rande der Stadt stand ein hohes Haus. Emeljan bat um Nachtquartier — man ließ ihn hinein. Er legte sich schlafen. Früh am Morgen erwachte er und hört, wie der Vater dem Sohne sagte, er solle aufstehen und Holz spalten. Aber der Sohn gehorchte nicht. „Es ist noch früh," sagte er, „ich kann noch schlafen." Da sprach aber die Mutter vom Ofen her:

„Steh' auf, Söhnchen, dem Vater thun die Glieder weh, und er kann nicht arbeiten..... Es ist Zeit zum Aufstehen."

Der Sohn schmatzte nur im Schlafe mit den Lippen und schlief wieder ein. Kaum war er eingeschlafen, da wirbelte und rasselte etwas auf der Straße. Der Sohn erhob sich schnell, zog sich an und eilte auf die Straße. Auch Emeljan erhob sich schnell und eilte ihm nach, um zu sehen, was das nur sein mag, dem der Sohn lieber als Vater und Mutter gehorchte. Emeljan war auf der Straße und sah einen Menschen, der trug vor seinem Bauch ein rundes Ding und schlug darauf mit zwei Stöcken, das Ding dröhnte und dem hatte der Sohn gehorcht. Emeljan trat näher und beschaute das Ding. Er sah etwas Rundes, wie ein Faß, auf beiden Seiten mit Leder bespannt. Da fragte er: „wie heißt das Ding?"

„Eine Trommel," antwortete man ihm.

„Und ist sie leer?"

„Jawohl, sie ist leer."

Emeljan staunte und bat, man möge ihm das Ding schenken. Aber man wollte es ihm nicht geben. Emeljan bat nicht mehr, sondern folgte dem Trommelschläger. Den ganzen Tag wanderte er mit ihm und als der Trommelschläger zu Bett ging, nahm Emeljan ihm die Trommel und entfloh damit. Er lief und lief, bis er zu Hause in seiner Stadt ankam. Er dachte seine Frau anzutreffen; aber sie war nicht mehr da; man hatte sie nämlich gleich am nächsten Tage zum Czaren gebracht. Emeljan ging in das Schloß und ließ sich anmelden: „es ist der gekommen, der gegangen war, er weiß nicht wohin, und der gebracht hat, er weiß nicht was." Dem Czar wurde Alles berichtet.

Der Czar kam. „Wo warst Du?"

Emeljan meldete.

„Dort nicht," sagte der Czar, „und was hast Du gebracht?"

Emeljan wollte zeigen, aber der Czar wollte es nicht anschauen.

„Nicht das," sagte er.

„Wenn nicht, dann muß ich es zerschlagen, und der Teufel mag's holen."

Emeljan trat aus dem Schlosse mit der Trommel und schlug auf dieselbe. Und als er darauf schlug, versammelte sich das ganze Czarenheer um Emeljan. Ihm erwiesen die Heeresmänner die Honneurs und von ihm erwartete man die Befehle.

Der Czar schrie aus dem Fenster seinem Heere zu, es sollte dem Emeljan nicht folgen. Die Soldaten gehorchten nicht und folgten Emeljan.

Als der Czar das sah, ließ er dem Emeljan seine Frau zurückgeben und bat, Emeljan möge ihm die Trommel geben.

„Ich kann nicht," antwortete Emeljan; „man befahl mir, sie zu zerschlagen und die Splitter in den Fluß zu werfen."

Emeljan ging mit der Trommel an den Fluß und die Soldaten hinter ihm her. Am Fluß hieb Emeljan ein Loch in's Trommelfell, zerbrach die Trommel in kleine Stücke und warf sie in den Fluß, und alle Soldaten liefen auseinander. Emeljan aber nahm sein Weib und führte es heim. Von der Zeit an hörte der Czar auf, Emeljan zu verfolgen und diesem begann es gut zu gehen, er verdiente das Gute und verließ das Schlechte.

Der Werth einer häuslichen Frau

(Aus der deutschen Hausfrau.)

„Mit einem häuslichen Weibe kann man nicht verderben." So lautet ein altes deutsches Sprichwort, und es gehört zu denjenigen Sprichwörtern, die den Nagel auf den Kopf treffen. Nur muß Keiner glauben, daß so ein Satz immer genau wörtlich genommen werden darf. Auch das allergrößte Maß von Tüchtigkeit der Hausfrau wird das Hauskreuz nicht fern halten, denn ohne solches kann und soll es auf Erden nun einmal nicht abgehen. Auch in einem Hause, in welchem das tüchtigste Weib waltet, umzieht sich zu Zeiten der helle Freudenhimmel des häuslichen Lebens mit dunklen Wolken. Trotzdem bleibt das genannte Sprichwort zu vollem Recht bestehen. Klarer und begreiflicher wird uns der Sinn des Sprichwortes, wenn wir die Worte in eine andere Fassung bringen und sie etwa so stellen: Mit einem unhäuslichen Weibe muß man verderben. Ja freilich! Das beweisen uns klar und deutlich eine ganze Reihe von Beispielen, die wir selbst erleben.

Da ist unser Freund Sorgenvoll. Er ist ein fleißiger, tüchtiger Mann, der das Seine zusammenhält, auch befindet er sich in einer Stellung, die wenig zu wünschen übrig läßt. Er könnte und sollte ein gutes Auskommen haben, und doch ist sein Leben ein unaufhörlicher Kampf mit der Noth und der Sorge. Wie kommt das? Es fehlt ihm an einer tüchtigen Hausfrau, oder, wie unser Sprichwort es ausdrückt, an einem häuslichen Weibe. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Frau unseres Freundes eine tolle Verschwenderin, etwa in hohem Grade putz- oder genußsüchtig wäre. Nicht einmal den Vorwurf der Arbeitsscheu kann man ihr machen, doch fehlt ihr die rechte Arbeitslust, die rege Thätigkeit, die Kunst des Haushaltens, die richtige Eintheilung der vorhandenen Mittel, die heilsame Sparsamkeit am rechten Orte, die strenge Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe, die nöthige Gewandtheit bei den häuslichen Verrichtungen. Und daher kommt es, daß sich das Leben unseres Freundes Sorgenvoll zu einem recht herben gestaltet. Fortwährend befindet er sich in bitterer Verlegenheit. Vergrämt und sorgenvoll kann er die Last nicht abschütteln, die auf seinen Schultern ruht. Zur alten Sorge gesellt sich täglich eine neue.

Ganz anders gestaltet sich das Dasein unseres Freundes Freudenreich. Sein Einkommen ist ein geringeres als das von Sorgenvoll, die Ansprüche, welche das Leben an ihn stellt, sind dieselben, dennoch leuchtet ihm die helle Freude aus den funkelnden Augen. Wohlsein, Zufriedenheit und Gedeihlichkeit wohnen in seinem Hause. Und er verdankt diese Güter, nächst Gott seinem treuen Weibe. Bei ihm heißt es in der That: Mit einem häuslichen Weibe kann man nicht verderben.

Das „häusliche Weib" sorgt für Reinlichkeit und Ordnung. Sie läßt keine Lumpen aufkommen. Sie und ihre Kinder erscheinen, wenn auch einfach, stets reinlich und schmuck. Es mag ja, sagt Fritz Mähstein, ungewiß sein, ob lumpige Menschen lumpige Kleider machen, oder lumpige Kleider lumpige Menschen. Eins aber ist gewiß, daß beide stets beieinander sind.

Unsere Frau Freudenreich ist beschäftigt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Es giebt keine Arbeit, die ihr zu gering wäre. Alles im Hause muß seine Ordnung haben. Flink und fröhlich geht die Arbeit von den Händen. Man braucht ihr Wirken nur zu beobachten, um ihre Geschicklichkeit zu bewundern. Namentlich in der Küche und Keller macht sich ihre Tüchtigkeit geltend. Sie versteht es, Mann und Kinder durch gute, schmackhaft zubereitete, nahrhafte, und dabei doch nicht übermäßig kostspielige Speisen und Getränke zu erquicken. In der richtigen Art der Zubereitung liegt ja so häufig das Geheimniß eines guten Tisches.

Wie Frau Freudenvoll eine Meisterin ist in dem Berufe der Hausfrau, so stellt sie sich auch die Aufgabe, ihre Tochter von klein auf in den häuslichen Tugenden zu erziehen. Sie versäumt es nicht, den Mädchen die nöthige Gewandtheit im Nähen, Sticken, Flicken, Stopfen, Waschen, Bügeln und Kochen beizubringen. So sichert sie sich nicht nur die Hilfe, sondern was unendlich mehr werth ist, den warmen Dank ihrer Töchter sobald dieselben hinreichend herangewachsen sein werden, um zu erkennen, welch ein großes, hohe Zinsen tragendes Kapital in den haushälterischen Tugenden des Weibes verborgen sei, sei seine Lebensstellung, welche sie wolle.

Unter solchen Umständen ist das häusliche Leben der Familie Freudenreich ein höchst gedeihliches. Behagen, Freude und Zufriedenheit machen sich allerorten geltend. Freudenreich ist im Stande, infolge der sorgfältigen, sparsamen und dabei nichts weniger als knickerigen häuslichen Verwaltung, die sein braves und geschicktes Weib ausübt, bei seinem bescheidenen Einkommen sein Leben angenehm zu genießen und noch einen Sparpfennig zu erübrigen. Noth und Sorge verbannt aus seinem Heim das treue Wirken seines häuslichen Weibes.

Niemals ist es selbst dem fleißigsten und geschicktesten Manne gelungen, sich aus ärmlichen Verhältnissen zu einem behaglichen Wohlstande emporzuarbeiten, wenn sein Weib es nicht verstand, den Haushalt mit Einsicht, Sparsamkeit und Geschick zu führen. Der tüchtigste Mann kann nicht weiter kommen, wenn ihm ein unhäusliches Weib zur Seite steht, aber manchen liederlichen Mann hat ein tüchtiges Weib vom völligen Untergange gerettet.

Der Krieg.

In seinem Buche „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk" tritt der bekannte Militärschriftsteller General z. D. von Boguslawsky für den Krieg nicht nur als unentbehrliches Element in der Weltordnung ein, sondern auch in dem Sinne, daß insbesondere dem deutschen Volke der kriegerische Geist erhalten bleiben muß, den der Verfasser für bedroht hält. Demgegenüber erklären die „Hamburger Nachrichten", daß sie einen Militär nicht für unbefangen genug halten, um Beziehungen zwischen Politik und Kriegführung, zwischen Friedensbedürfniß und Kriegsnothwendigkeit richtig zu würdigen; es kommt hierbei lediglich das Staatsinteresse in Betracht, nicht die Werthschätzung des Krieges unter historischen, sozialen und ethischen Gesichtspunkten. Dann heißt es weiter:

Die einzig richtige Stellung, welche der Krieg in seiner „wahren Bedeutung für Staat und Volk" einnehmen soll, scheint uns der große Kriegs-Theoretiker Clausewitz ausgesprochen zu haben, indem er den Krieg als „die Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln" bezeichnet. Hiermit ist auch für Friedenszeiten die Grenze gezogen, welche der Kriegsmann als verantwortlicher Leiter des Heerwesens respektiren soll aus Gründen der Staatsraison, die unter allen Umständen höher stehen muß, als Erwägungen militärischer Art, selbst wenn sie scheinbar dadurch ein besonderes Gewicht erhalten, daß angeführt wird es sei nunmehr der günstigste Moment gekommen um einen an sich unvermeidlichen Krieg zu anticipiren.

Es ist gar kein directeres und schwerer wiegendes Eingreifen in die Politik denkbar, als wenn von militärischer Stelle aus im Gegensatze zu dem doch verantwortlichen Leiter der Staatspolitik versucht wird, die Politik in kriegerische Bahnen zu lenken. Solches Einmischen ist viel gefährlicher, als jede andere Art politischer Einmischung. Das Bedenkliche derselben wird auch weiter nicht gemildert, daß selbstredend die „bona fides" dem Staate einen großen Dienst zu leisten, die Unterlage solcher Bestrebungen bildet. Selbst zugegeben, daß menschlichem Ermessen nach der militärisch günstig erscheinende Augenblick zum Beginn des Krieges auch den endlichen Sieg involvirt, so kann die Politik trotzdem triftige Gründe haben, den Krieg zu vermeiden, ganz abgesehen von der schweren Verantwortung dem eigenen Volke und dem Odium des Friedensstörers der Welt gegenüber. Selbst wenn der Krieg schon im Gange oder seinem Ende nahe ist, können politische Gründe so viel Gewicht haben, um den rein militärischen Erwägungen in den Hintergrund treten zu lassen.

Es ist bekannt geworden, daß im Jahre 1866 sehr einflußreiche hohe Militärs eine eventuelle Fortsetzung des Krieges eifrig befürworteten, um den militärischen Erfolg auch politisch kräftiger ausnutzen zu können, während der leitende Staatsmann Preußens diese Anschauungen bekämpfte unter Gesichtspunkten einer weiter blickenden Politik, welche auch mit der Zukunft und nicht nur mit der Gegenwart rechnete.

Wenn aber damals in erster Linie nur militärische Gesichtspunkte durchschlagend gewesen wären — und sowohl der Kriegstheoretiker wie der Kriegspraktiker waren in der Lage, solche schwerwiegender Art geltend zu machen — so würde ohne Zweifel die später erfolgreiche Politik, in dem Besiegten von 1866 einen Bundesgenossen zu gewinnen, nicht durchführbar gewesen sein........ Es kommt hinzu, daß alle militärischen Berechnungen vorwiegend technisch-mechanischer Natur sind und deshalb auch die „Imponderabilien" nur theilweise richtig in Rechnung zu stellen im Stande sind, während ein umsichtiger und erfahrener Staatsmann für das feinere Nervengefühl der hohen Politik Sinn und Verständniß genug besitzen dürfte, um zu beurtheilen, wann auch der politisch und nicht nur militärisch richtige Augenblick gekommen sei, um dem Staatsoberhaupt zum Kriege zu rathen.

Ameisenbegräbniß.

Ein französischer Forscher, Ernest André, hat merkwürdige Vorgänge in der Ameisenwelt entdeckt und in seinem Buche über die Ameisen mitgetheilt. Natürlich zeugen viele Untersuchungen und Berichte von mehr Phantasie als Scharfsinn, aber diese naturwissenschaftlichen Märchen lesen sich ganz ergötzlich und entbehren doch nicht eines gewissen thatsächlichen Anhaltes. André behauptet, daß die Ameisen ihre Todten in Reihen nebeneinander legen, und er hat diese Begräbnißstätte abgebildet. Doch sollen bei den Ameisen, welche Sklaven halten, nur die todten Herren in regelmäßigen Reihen nebeneinander gelegt, die Dienerleichen dagegen unordentlich übereinander geworfen werden. Ein feierliches Massenbegräbniß glaubt jener Beobachter uns in folgender Weise schildern zu können: Ein Knabe hatte sich aus Versehen auf einen Ameisenhaufen gesetzt; die Mutter kam auf sein Geschrei hinzu und befreite den Knaben von den Thieren, wobei einige Dutzend derselben ihren Tod fanden. Eine halbe Stunde nachher lagen die Todten noch dort, während sich zahlreiche Genossinnen um sie herum zu thun machten. Ein Theil derselben wanderte zu einem benachbarten Ameisenhaufen, trat in das Innere des Nestes, erstattete Bericht von dem Vorfall und kam in Begleitung einer Anzahl anderer Ameisen wieder heraus. Der Zug gliederte sich in zwei Reihen und bewegte sich in vollständiger Ordnung langsam vorwärts bis an den Platz, wo die Leichen der Verstorbenen lagen. Zwei Trägerinnen traten dann hervor, nahmen eine Leiche und luden sie auf ihren Kopf; dann kamen zwei Arbeiter ohne Bürde und nahmen ihren Platz hinter jenen ein, um sie, wenn es nöthig sein sollte, abzulösen. Gleiche Gruppen, zwei Trägerinnen und zwei zur Ablösung bestimmte Ersatzmannschaften, stellten sich hinter den ersten auf, bis keine Leiche mehr auf der Erde lag. Dann setzte sich der Leichenzug, begleitet von etwa 200 Leidtragenden, in Bewegung nach einem sandigen Platze am Meeresufer. Hier begannen die Leidtragenden kleine Gräber zu machen. Einigen Ameisen schien dies Geschäft zu mißfallen; sie versuchten davon zu laufen, ohne ihre Arbeit vollendet zu haben. Die Widerspenstigen wurden verfolgt, mit Gewalt auf den Kirchhof zurückgebracht, von einem Ameisengericht zum Tode verurtheilt, ein Urtheil, das auch sofort vollstreckt wurde. Wenn wir neben diese phantasievolle Schilderung des französischen Schriftstellers die nüchterne Beobachtung eines deutschen Naturforschers stellen, so bleibt auch da noch manche in Staunen versetzende Thatsache übrig. Bei einer Uebersiedlung der rothen, schwarzen und gelben Ameisen aus ihren natürlichen Aufenthaltsorten in die Gläser gab es alsbald eine Menge Leichen. Sobald nun die Ameisen die nöthigsten Gänge in die Erde, welche sich in den Gläsern befand, gegraben hatten, wurden auch die Todten sogleich an die Oberfläche geschafft und dort irgendwo abgelegt, zugleich auch eine Menge Puppenhüllen und zerdrückte Puppen nach oben an denselben Platz getragen. Am zweiten Tage waren bei den schwarzen und gelben Ameisen die Todten alle an einen Platz zusammengetragen. Hierauf wurde in allen Gläsern die Erde auf einer Seite bis zum Rande des Glases erhöht, so daß die Thiere bequem den Glasrand erklettern konnten. Nach einiger Zeit kamen die ersten Ameisen bis zur Erdhaufenspitze. Nun packte eine Ameise eine Leiche, schleppte sie hinauf zum Glasrand und warf sie einfach zum Glase hinaus. Bald darauf geschah dasselbe mit einer anderen Todten und am folgenden Morgen waren sämmtliche Leichen, Puppenhüllen und zerdrückte Puppen zum Glase hinausgeworfen. Das war nun freilich kein feierliches Begräbniß aber die Ameisen machten aus der Noth eine Tugend; sie waren ja Gefangene und konnten ihre Absicht, die Todten von den Lebenden zu sondern und beiseite zu schaffen bei so beschränktem Raume nicht in anderer Weise ausführen.

Handel zwischen Deutschland und Ost-Afrika.

Kurz vor dem Ausbruch der Cholera in Hamburg stellte man die Resultate der Handels-Beziehungen mit Deutsch-Ost-Afrika zusammen, die große Fortschritte zeigen. Dieselben werden durch das Unglück, das die alte Handelsstadt heimgesucht hat, leider ebenfalls momentan geschädigt werden, hoffentlich aber nicht auf längere Zeit.

Am 20. August lautete ein Bericht darüber also:

„Der Einfluß der directen Verbindung mit Ost-Afrika macht sich allmählig in den Hamburger Einfuhrlisten bemerkbar. Während die directe Einfuhr von Deutsch-Ost-Afrika im Jahre 1890 auf 158,249 Mark bewerthet wurde, stieg sie im vergangenen Jahr auf 520,267 Mark, eine Zahl, die allerdings noch hinter der Einfuhr aus Madeira, Madagascar oder den Kanarischen Inseln zurückbleibt. Als Hauptwerthe sind Gummi mit 271,800 und Rindshäute mit 121,450 Mark angegeben. Dabei ist der Werth der Einfuhrziffer aus Sansibar nur um ein Weniges, von 1,862,000 Mark, zurückgegangen. Er besteht aus Elfenbein (632,210 M.) für welches Sansibar noch immer der Markt ist, Gummi, Orseille, Nelkenstengeln, Rindshäuten und Sesam. Aber es ist wahrscheinlich, daß ein großer Bruchtheil dieser Waaren bald direkt verschifft werden wird, mit Ausnahme der Gewürznelken, welche Produkte der Insel Sansibar sind.

Die Einfuhrwerthe von Togo und Kamerun belaufen sich auf 2,497,000, gegen 2,243,000 Mark im Jahre 1889, da die andere Hälfte der etwa 5 Millionen Mark betragenden Ausfuhr zum Theil nach Bremen, zum größeren nach England geht. Hier sind die deutschen Plantagenprodukte zu finden, wenn auch nur in geringeren Mengen, für 35,390 Mark Cacao und 7650 Mark Tabak. Der Cacao entwickelt sich gut an der Kriegsschiffbucht, obwohl er durch Insekten etwas gelitten hat, und Tabak kommt zum größten Theil aus der Plantage bei Bibundi. In Bibundi hatte man jahrelang herumexperimentirt, und die Unternehmer waren nahe daran, die Plantage aufzugeben, als der Pflanzer Neskow die Anlage übernahm, der bald energisch eingriff, und obwohl er für die vorjährige Tabakkampagne ziemlich spät ankam, doch einen Ernteertrag von 83 Zentner trockenen Tabak erzielte, und zwar bei einer Qualität, welche nichts zu wünschen übrig lassen dürfte. Die Ernte wurde in diesem Monat in Hamburg erwartet. Auch Cacao hat eine Zukunft in Bibundi, während mit Kaffee noch keine größeren rationellen Versuche gemacht sind, obwohl sich der Boden des Landes vorzüglich dafür eignet. Nur darf man nicht, wie es leider geschehen ist, Kaffee auf dem ziemlich unfruchtbaren erschöpften Lande in der Nähe des Gouverneurmentsitzes anbauen.

Die letzte Friedensconferenz.

(Kölnische Zeitung.)

Die Friedensconferenz in Bern ist beendet; der Schweizer Bundesrath hat die Mitglieder mit besonderer Liebenswürdigkeit bewirthet, der Festausflug nach Interlaken war für viele Mitglieder wohl der erstrebte Glanzpunkt der Reise, wenn er auch nicht vom besten Wetter begünstigt war. Ueber den Verlauf und das Ergebniß der Berathungen werden aber selbst die optimistischsten Mitglieder schwerlich im Unklaren sein; für die Erhaltung des europäischen Friedens haben die Berathungen nicht den geringsten Werth gehabt, ja als Hohn auf die Bestrebungen dieser sogenannten Friedens-Freunde ist die Thatsache zu verzeichnen, daß es ihnen nicht einmal gelungen ist, innerhalb der eigenen Versammlung den Frieden ungetrübt zu erhalten.

Bei allen ernsten Politikern können solche überflüssigen Veranstaltungen überreicher Versammlungen trotz ihrer wohlmeinenden Absicht nur ein Achselzucken erwecken. Nicht durch überschwängliche Phrasen durchweg recht einflußloser Parlamentarier wird der europäische Friede gesichert, sondern lediglich durch die Achtung, welche unsere Staatsleitung und die Entschlossenheit der deutschen Bevölkerung, die errungene Einheit zu behaupten, den Gegnern unseres Volksthums einflößt.

Das ist die Wirklichkeit deren Tragweite von allen Parlamentariern klar ins Auge gefaßt und nicht durch hohes Phrasengeklingel von Friedensliebe, von Ausgleichung nationaler Gegensätze abgeschwächt werden soll. Erfreulicherweise haben an der Konferenz, soweit wir bisher feststellen konnten, nur wenige deutsche Parlamentarier theilgenommen, und, soweit wir erfahren haben, nur Mitglieder zweiten Ranges der deutschfreisinnigen Partei. Aber so gering auch diese Theilnahme war, so können wir doch nicht umhin, dieselbe als einen Unfug zu bezeichnen.

In keinem deutschen Parlamente giebt es überhaupt ein einziges Mitglied, das nicht unbedingt für die Erhaltung eines ehrenvollen Friedens eintreten wird. Die Beanspruchung einer besonderen patentirten Friedensliebe ist daher zum mindesten eine Anmaßung gegenüber den nicht für Congreßfreuden und Kongreßmißklänge schwärmenden Kollegen, die öffentlich mißbilligt zu werden verdient. Für die deutschen Theilnehmer an der interparlamentarischen Friedenskonferenz aber kommt noch ein zweiter Gesichtspunkt in Betracht, den wir schon im Frühjahr hervorgehoben und eingehender begründet haben. Die deutschen Reichstagsabgeordneten haben als solche nicht das mindeste Recht, im Auslande aufzutreten, sie sind Vertreter des deutschen Volkes nur innerhalb der deutschen Grenze und nur während der Reichstagstagungen.

Außerhalb der deutschen Grenze sind sie nur Privatpersonen; und wir halten es für eine schwere und unter Umständen recht bedauerliche Anmaßung, wenn sie trotzdem im Ausland als deutsche Abgeordnete auftreten und sich geltend machen. Vertreter des deutschen Volkes dem Auslande gegenüber sind nur der deutsche Kaiser und die dazu berufenen Reichsbehörden. Unseres Erachtens hat der deutsche Reichstag das allerlebhafteste Interesse daran, darüber zu wachen, daß einzelne seiner Mitglieder sich nicht in seltsamer Verkennung ihrer Stellung Rechte anmaßen, die das Ansehen des Reichstages unter Umständen im Auslande ernstlich bloßstellen können. Das ist um so wichtiger, wenn, wie im vorliegenden Falle, auch ein Vize-Präsident des Reichstags sich nicht scheut, als solcher im Auslande eine unberechtigte und deshalb anmaßliche Rolle zu spielen. Wir möchten wünschen, daß in der nächsten Reichstags-Tagung der Geschäftsordnungs-Ausschuß sich eingehender mit dieser Frage befaßt, damit rechtzeitig weiteren Taktlosigkeiten und Anmaßungen einzelner selbstgefälliger Mitglieder vorgebeugt wird.

Indianer-Duelle.

Von so leidenschaftlicher Natur auch der Indianer ist, kommt es doch nur selten unter den Rothhäuten eines und desselben Stammes, auch wenn sie nach Tausenden zählen, zu Streitigkeiten mit verhängnißvollem Ausgang. Das Schiedsgericht der älteren Männer verhindert gewöhnlich das Aergste.

Trotzdem giebt es von Zeit zu Zeit einen Zweikampf, und derselbe bildet für Neulinge einen seltsamen Anblick. Zwischen den beiden Kämpfenden liegt eine Kriegskeule, der man die langen Dienstjahre sehr wohl ansehen kann, und die mit so banger Scheu von den jungen Kriegern betrachtet wird namentlich wegen der Blutflecken aus den früheren Kämpfen mit den Blaßgesichtern. Die Sekundanten der Zweikämpfer werfen wie im „Kopf- und Schwanzspiel" ein Stückchen Rinde in die Höhe, und der gewinnende Kämpfer faßt die bekannte Keule und schlägt damit gotterbärmlich auf seinen Gegner ein; aber nur einen einzigen Schlag versetzt er ihm. Darauf hat der Gegner die Keule zu nehmen und dasselbe zu thun. So wechselt das längere Zeit hin und her, bis der Eine es nicht mehr aushalten kann, dann ist der Andere natürlich der Sieger.

Die Unkosten eines Kunstwerks.

Welche Ausgaben mitunter einem Maler durch die Herstellung eines großen Gemäldes erwachsen, mögen die folgenden Angaben beweisen. Der bekannte französische Maler Rochegroß hatte vor zwei Jahren im Pariser Salon ein riesiges Gemälde ausgestellt, den „Untergang Babylons." In einer gewaltigen Halle sieht man die von dem Gelage erschöpften Genossen Belsazars und die Weiber des Palastes; ein Wirrwarr von Leibern und Stoffen, der Herrscher selbst thront in der Mitte der Halle auf hohem Throne und im Hintergrunde sieht man die hereinstürmenden Perser schon. An diesem Gemälde hatte der Künstler drei Jahre gearbeitet und für dasselbe die Kleinigkeit von 40,000 Francs ausgegeben. Die Rechnung ist leicht zu machen: Das Atelier kostete jährlich 3000 Francs Miethe, — für Pariser Verhältnisse ein sehr billiger Preis — ergibt für drei Jahre 9000 Francs. Die Heizung erforderte im Durchschnitt etwa 5 Francs täglich, in Summen 3000 Francs. Leinwand und Farben kosteten 8000 Francs, es gab Tage, an denen der Maler für 25 Francs Farbe verbrauchte. Die Modelle verschlangen ebenfalls 8000 Francs, die für die Drapirung nothwendigen Stoffe wurden mit 4000 Francs bezahlt, der Perspektivzeichner, der dem Maler die Konstruktion der Halle abnahm, erhielt 90 Tage lang 25 Francs per Tag, macht 2250 Francs. Rechnet man noch die Kosten für das Gerüst, die Schienen, die Verpackung, den Transport etc., so erhält man die Summe von 40,000 Francs bequem zusammen.

Als neulich die Gymnasialschüler in Tarnopol, Galizien, das Schulgebäude verließen, erschoß der Schüler Johann Schwed den Lehrer Felix Glowacki und machte sodann mit einem zweiten Revolverschusse seinem eigenen Leben ein Ende. Schwed war ein Bauernsohn und fleißiger Schüler der siebenten Gymnasial-Klasse, der sich durch Ertheilen von Unterrichtsstunden kümmerlich fortbrachte. Lehrer Glowacki, ein Mann von 38 Jahren, soll ihm öffentlich in verletzender Form seine Abstammung vorgehalten haben. Als Glowacki die Klasse verließ und in den Corridor trat, streckte ihn in dem Momente, da er den Hut aufsetzte, die Kugel Schwed's nieder. Derselbe hatte den Lehrer hinterrücks überfallen und beging sodann den Selbstmord. Die im Corridor versammelte Schülerschaar war starr vor Entsetzen und konnte sich den Zusammenhang des Vorfalles anfangs gar nicht erklären.

Landwirthschaftliches.

Die Ansichten über die Frage, wann es vortheilhafter sei, die Bäume zu setzen — im Herbst oder im Frühjahr — sind getheilt. Es giebt erfahrene Praktiker, welche sehr energisch der Herbstpflanzung das Wort reden, andere, die das Gleiche thun im Interesse der Frühjahrspflanzung, aber auch solche, welche der Ansicht sind, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob im Herbst oder Frühling gesetzt, wenn nur richtig gesetzt werde. Für das Setzen der Bäume im Herbst werden nicht weniger als 7 Vortheile, welche dasselbe vor der Frühjahrspflanzung hat, angeführt:

1. Die verwundeten Wurzeln der im Herbst gesetzten Bäume vernarben während des Winters und treiben neue Wurzeln aus, was den versetzten Baum in den Stand setzt, schon die ersten Frühlingstage zu seinem Wachsthum zu benutzen.
2. Regen und Schnee befördern das Zusammensinken der frisch umgegrabenen Erde, wodurch allfällige Lücken zwischen den Wurzeln ausgefüllt werden.
3. Der Frost lockert die Erde und macht diese den atmosphärischen Einflüssen zugänglich, während sie schwer, dicht und zähe wird, wenn sie den Winter über im geöffneten Baumloch Regen und Schnee ausgesetzt ist.
4. Die Wurzeln trocknen im Herbst oder Winter viel weniger aus als im Frühjahr.
5. Bäume, welche im Herbst oder Winter gesetzt werden, leiden viel weniger von der Trockenheit als solche, die im Frühjahr verpflanzt werden: jene können auch das Begießen entbehren, während dasselbe für diese unerläßlich ist.
6. Bezieht man die Bäume von Baumschulbesitzern, so hat man im Herbst eine viel bessere Auswahl als im Frühjahr.
7. Die Holzaugen und insbesondere die Blüthenknospen beginnen schon im Februar anzuschwellen und werden deshalb im Frühjahr beim Transporte und beim Setzen viel leichter beschädigt als im Herbste.

Was die Weite und Tiefe der Baumlöcher für hochstämmige Aepfel-, Birn- und Kirschbäume anbetrifft, so ist folgendes zu empfehlen: In sehr gutem Boden mache man die Löcher 3 ein halb Fuß weit, 5 ein halb Fuß tief, in mittelgutem 6 Fuß weit und 4 ein halb Fuß tief. Es ist auch gut, wenn man die schlechte Erde wegführt und dieselbe durch gute ersetzt.

Vorsicht beim Samenankauf.

Von Seiten der Professoren der landwirthschaftlichen Versuchsstationen sowohl als von der landwirthschaftlichen Presse wurde mit Recht den Farmern in den nördlichen Staaten und in Canada empfohlen, Raps als Futterpflanze, besonders für Schafe, anzubauen. Viele Farmer haben mit Recht diesem Rathe Folge geleistet, und auch die Versuchsstationen haben zu weiteren Versuchen Rapssamen, wie sie dachten, ausgesäet. Dieser Samen wurde aus England bezogen, da er hier zu Lande nicht zu haben war und da man es nicht der Mühe werth fand, ihn erst zu untersuchen, ganz einfach als das genommen, was er sein sollte.

Nun kommt von Seiten der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Madison, Wis., die Mittheilung, daß die mit dem Rapssamen besäeten Felder mit einem Unkraute übersäet sind, das auch eine gelbe Blüthe hat, und zu dessen Vertilgung wird vorgeschlagen, die Blüthenköpfe abzumähen. Von der landwirthschaftlichen Station in Ottawa, Canada, kommt ebenfalls die Mittheilung, daß die englischen Samenhändler die Farmer getäuscht haben, indem sie statt dem bestellten Rapssamen, eine Sorte Senfsamen, die wohl viel Stengel, aber wenig Blätter hat.

Ich habe nun die Pflanze und den Samen nicht gesehen, aber ich vermuthe, daß dem Rapssamen, der ihm ähnliche aber kleinere Samen von Ackersenf, den man auch wilden Raps nennt, beigemengt war. Gegen dieses lästige Unkraut gibts nun außer Jäten kein anderes Mittel als Klee- oder Graskulturbau und zwar muß dann zeitlich gemäht werden, ehe die Samen zur Reife gelangen können.

Es handelt sich nun aber jetzt nicht darum, die Vertilgung dieses Unkrautes zu besprechen, sondern auf den ungeheuren Schaden hinzuweisen, den die Farmer dadurch haben, daß sie für guten, reinen Samen ihr Geld ausgeben und Unkraut kaufen. Der Schaden, den die Farmer erleiden, setzt sich zusammen aus: 1. dem hinausgeworfenen Geld für den Unkrautsamen, denn derselbe hat ja gar keinen Marktpreis, 2. den Verlust der Arbeit eines ganzen Jahres, 3. den Verlust von Futterstoffen, denn der Farmer, der Raps zu Futterstoffen anbaut, rechnet unbedingt darauf, auch die Ernte zu haben, 4. Verunkrautung seines Landes. Der Verlust, den er durch das letztere erleidet, kann so groß sein, daß er alle früher erwähnten bei weitem übersteigt, denn es erfordert Jahre, ehe man ein in's Land gebrachtes, leider so leicht wachsendes Unkraut wieder los wird.

Wer bezahlt dem Farmer den Schaden? Eigentlich sollten die Samenhändler herangezogen werden, diesen kann man aber nachträglich nicht beweisen, da sie behaupten werden, daß der Samen auf irgend eine Art aufs Feld kam, denn die Ausrede, daß sie nichts dafür können, wenn Unkraut im Samen ist, ist nicht stichhaltig, denn wenn ich Samen kaufe, so glaube ich reinen Samen zu kaufen.

Warum zieht man den Farmer, wenn er z. B. schlechte Milch in die Stadt bringt, sofort zur Rechenschaft? Wird vielleicht ein Unterschied zwischen dem Farmerstande und der übrigen menschlichen Gesellschaft gemacht? Fast scheint es so, denn wir haben wohl Behörden, die dafür sorgen, daß alles was der Farmer zur Stadt zum Verkauf bringt, rein und echt ist, aber wir haben gar keine Behörde, die den Farmer davor schützt, daß er alles was er kauft, auch echt und rein erhält. Keines der bis jetzt erlassenen Gesetze über Verfälschungen bezieht sich auch auf Samenverfälschungen.

Wie leicht wäre es, daß in jedem Staate, in Verbindung mit den landwirthschaftlichen Versuchsstationen sogenannte Controllstationen errichtet werden, die den Zweck haben, die von den Farmern gekauften Samen, eventuell auch die Kraftfuttermittel und Düngemittel zu untersuchen und sie darauf zu prüfen, ob sie auch dem von den Verkäufern angegebenen Gehalt an Nährstoffen resp. an Reinheit entsprechen? Die Kosten, die dem einzelnen Käufer für die Untersuchung entstehen, sind gering im Vergleich zu den Nachtheilen, die dem Farmer aus dem Ankauf schlechten Samens erwachsen; übrigens würden sich sicher auch die Samenhändler, so wie es die Samenhändler in Europa schon thun, dazu bequemen, nur von der Controllstation untersuchten Samen zu verkaufen und die Kosten der Untersuchung zu tragen; es wäre das eine Empfehlung für sie, da jeder Farmer lieber garantirt reinen Samen kauft, als sich einzig und allein auf den Samenhändler verläßt.

A. G. Veith.

Zum Aufbewahren der Eier.

Es ist eine altbekannte Sache, daß frischgelegte Eier immer einen ganz anderen Wohlgeschmack besitzen, wie länger aufbewahrte; aber weniger bekannt ist es, daß man manche Vorkehrungen dagegen treffen kann, um dieselben auch bei längerer Aufbewahrung frisch und wohlschmeckend zu erhalten.

Zunächst muß man sich hierbei vor allem klar machen, daß die Schale des Eies sehr poros und durchlässig ist, daß sonach alle Gerüche von außen leicht hindurch in das Innere gelangen und sich hier festsetzen werden. Dieser Umstand muß zunächst veranlassen, die Eier an der Schale sehr sauber von anhaftendem Hühnerkoth und Schmutz durch Anwendung von Wasser zu reinigen, eine Arbeit, die aber meist als überflüssig vollkommen übersehen wird. In diesem Falle schlägt sich dann der Geruch des Hühnerkothes in die Eier hinein — umsomehr, wenn dieselben dicht gepackt bei einander sich befinden — und die erste Grundlage zu einem befremdlichen Mißgeschmack der Eier wird hierdurch gelegt. Will man deshalb vor allem den natürlichen Wohlgeschmack der Eier auf die Dauer erhalten, so ist vor der Aufbewahrung gründliche Reinigung unumgänglich nöthig. Ein weiteres Moment bildet dann das spezielle Conservirungsmaterial. Wir wissen, daß bis heute bereits eine stattliche Anzahl von Ueberzugsmitteln für Eier zum Theil in Vorschlag gebracht, zum Theil bereits praktisch angewendet worden. Meist kann man sich aber gerade in Folge der großen Zahl der vorgeschlagenen Dichtungsmittel für keines recht sicher entscheiden und doch giebt uns die vorstehende Einleitung den Fingerzeig zu einem entsprechenden Kennzeichen derselben. Ein den Zwecken vollkommen angemessenes Eierdichtungs- und dadurch Conservirungsmittel muß vor allen Dingen geschmack- und geruchlos sein und in Folge dessen den Einhalt nicht im mindesten nachtheilig und ungünstig beeinflussen. Man prüfe sonach das Mittel zunächst auf diese Eigenschaften. Bei den bisher angewandten Mitteln, wie Kalk, Leinöl, Wasserglas u. dgl., ist dies nicht der Fall und deshalb sind die letzteren trotz ihres guten Dichtungs- und Abschließungsvermögens nicht recht geeignet. Der üble Geschmack gekalkter Eier ist ja allbekannt. Als zweites Erforderniß ist aber immerhin dessen gutes Dichtungsvermögen in Betracht zu ziehen. In dieser Hinsicht ist das Eierkalken durchaus mangelhaft und schlecht zu nennen; denn der Kalk kann selbst nur eine sehr mangelhafte und poröse Schutzkruste verleihen. Beobachtenswerther und besser sind hier reine und geruchlose Leimlösung, Paraffin u. dgl. Es muß aber zum Schluß noch ausdrücklich bemerkt werden, daß man, anstatt eine Geruchs- und Geschmacksverschlechterung des Eies durch unbedachte Anwendung übelriechender Dichtungsmittel herbeizuführen, im Gegentheil gerade durch letztere eine Geschmacksveredelung des Eies bewirken kann, indem man entweder dem Dichtungsmittel geeignete, angenehm riechende Stoffe beimengt, oder die Eier direkt statt in Strohhäcksel, dessen Strohgeruch merklich in dieselben einzieht, in guten kurzgeschnittenen Heuhäcksel einlegt und letzteren noch überdies mit entsprechenden wohlriechenden Pflanzentheilen, wie Ruchgras, Steinklee, Waldmeister u. dgl., untermengt. Man erhält durch Anwendung dieses Kunstgriffes ganz vortrefflich wohlschmeckende Eier, die mit Vorliebe gekauft werden. Zur Paraffin- oder Leimdichtung setzt man am besten etwas gemahlene Tonkabohnen zu, wodurch den Eiern Wohlgeschmack verliehen wird.

Auf Wache.

Skizze von E. Merk.

Oben tanzen sie; gegenüber, in der einsamen Straße, geht der Nachtposten auf und ab.

Es ist jeden Abend ein anderer, der vor der Commandantur die Wache hat, für die da droben ist's immer derselbe; ein Soldat im Mantel. Sie haben keine Ahnung, wie erregt, wie sehnsüchtig der Soldat im Mantel zu dem einen Haus emporblickt, mit dem Erker und den kleinen Balkons, zu den hellerleuchteten Fenstern im zweiten Stock, hinter deren Vorhängen es sich so lustig hin und herbewegt, daß förmlich ein Strom von Vergnügen und Uebermuth herunterfluthet in die frostige Herbstnacht. Manchmal hört man auch bis in die stille Straße herab das Klavier klingen, das unermüdlich gespielt wird: Walzer! Immer Walzer! Dann macht der Soldat wohl ein finsteres Gesicht und stampft wie zornig mit dem Fuße auf.

Welch öde Stunden für ihn! Und sie, — sie tanzt und lacht!

Aber wenn er dann wieder zu dem Eckfenster, mit dem blauen Stoffgewebe dahinter, emporschaut, lächelt er ganz weich und zufrieden.

„Das süße Ding! Seine liebe Edy! Sie weiß es ja nicht, wer da unten steht! Ja, wenn sie's wüßte!"

Mit einem Seufzer lockert er dann wohl das Gewehr, das ihm auf die Schulter drückt.

Eduard Fernhaugen ist ein wenig spät daran für den Freiwilligen-Dienst; er ist fünfundzwanzig Jahre alt, ein Mann mit einem Vollbart, dem's nun nicht leicht fällt, sich unterzuordnen und in die strenge Disziplin zu fügen; denn zu Hause, in der kleineren Stadt in Franken, ist er bereits Herr über viele hundert Arbeiter, der Prinzipal einer großen, weitbekannten Fabrik. Eben weil sein Vater so früh gestorben war, weil er so früh sein Erbe anzutreten und die Verantwortlichkeiten, die Verpflichtungen eines großen Betriebes zu übernehmen hatte, war es ihm bisher unmöglich gewesen, ein ganzes Jahr abzukommen, um seiner Militärpflicht zu genügen.

Aber nun mußte es einfach sein.

Im Sommer hatte er auf einer Reise ein Mädchen kennen gelernt, das ihn bezaubert gleich in der ersten Stunde, das er dann mit jedem Tage des Zusammenseins lieber und lieber gewonnen hatte, bis er sich in seliger Begeisterung gesagt: sie und keine andere müsse sein Weib werden.

O die lieben, unvergeßlichen Stunden in jenem kleinen ländlichen Badeort! Wie er gezittert hatte um ein Zeichen ihrer Gunst! Wie lange er viel zu scheu vor ihr gewesen war, um nur ihre Hand zu drücken, um ihr ein Wort zu verrathen. Und dann der selige Tag! Die wunderbare Gewißheit, daß auch sie ihm gut sei! Das Plätzchen an dem kleinen Weiher, wo sie unter einer süßduftenden Linde sich gelobt hatten, auf einander zu warten in treuer unerschütterlicher Liebe. Er hatte sie um das heimliche Versprechen bitten müssen. Er konnte noch nicht vor ihre Eltern hintreten und um sie werben, obwohl er ja berechtigt gewesen wäre zu dem stolzen Wort: Ich vermag Ihrer Tochter eine schöne Zukunft zu bieten. Aber der Militärdienst! Wie ironisch würde ihr Vater wohl erwidert haben: „Mein lieber Hr. Fernhaugen, dienen Sie doch erst, ehe Sie heirathen wollen. Ein Einjährig-Freiwilliger als Bräutigam; das ist komisch!" Darum hatte er schweigen müssen; darum sollte erst dieses einzige Hinderniß bei Seite geräumt sein. Dem Fabrikherrn würden die Eltern seiner Edy wohl gern die Arme öffnen, das wußte er!

Also in Gottes Namen noch rasch durch's Fegfeuer, ehe das Paradies sich ihm erschloß!

Er hatte seinem Liebchen nicht geschrieben, daß er in ihre Stadt komme. Er schämte sich vor ihr, die ihn als freien, eleganten Mann kennen gelernt, nun in der schlichten Uniform zu erscheinen; schon die Vorstellung, er könnte bei einem Besuch in ihrem Hause einen Offizier treffen und die Honneurs machen müssen, er, der Aeltere, vielleicht einem zwanzigjährigen Lieutenant, war ihm unerträglich.

Wenn einmal die schlimmsten, ersten Wochen vorüber waren, dann erst sollte sie seine Anwesenheit erfahren. Nein! ein ganzes Jahr konnte er es ja doch nicht aushalten, ihr so nahe zu sein und kein Wort mit ihr zu tauschen.

Es ist doch ein hübscher Zufall, daß ihm der Posten an der Kommandantur, gerade ihrem Hause gegenüber, zugewiesen wurde. Ja, trotz einem gewissen eifersüchtigen Prickeln und Brennen in seinem Herzen ist es hübsch, daß er Wache halten darf vor ihren Fenstern.

Wie sie die Anderen da drinnen vergessen, wie sie das Fenster aufreißen, ihm zunicken würde in heißem Jubel, wenn sie nur eine Ahnung hätte, wie nahe er ihr ist!

Droben tanzen sie. Edy hat einen Walzer durchgerast und sitzt nun mit ihrem Partner in einer ruhigeren Ecke und dieser fächelt ihr Kühlung zu.

Der schwarze Seidenfächer ist ein Geschenk Eduards, und er selber hat mit Goldlettern in die eine Ecke geschrieben: „Und treu gedenken sei die gold'ne Brücke. Vom Scheidegruße bis zum Wiedersehn."

Die Buchstaben leuchten und flimmern auf der schwarzen Seide, aber die Augen des Mädchen gleiten über sie hinweg, und schauen lachend in das kecke, hübsche Gesicht des jungen Mannes, der ihr gegenübersitzt und ihr in seiner übermüthigen Weise den Hof macht.

Er weiß so amüsant zu plaudern. Er sagt ihr so nette Schmeicheleien. Es fällt ihr gar nicht ein, sie für baare Münze zu halten, — wer würde den ausgelassenen jungen Maler je ernst nehmen wollen. Aber lachen muß sie mit Keinem so wie mit ihm.

„Ach Gott, Fräulein Edy," sagte er mit einem Male mit einem ernsten Ton, „wer weiß, ob wir nicht heute zum letzten Male mit einander getanzt haben, zum letzten Male so lustig mit einander schwatzen. Denn ein halbes Jahr bleibe ich sicher in Paris und mittlerweile bis ich wiederkomme, sind Sie am Ende verlobt, verheirathet?"

Sie sieht ihn an mit einem Lächeln, das nicht widerspricht.

„Als ob Sie in Paris an mich denken würden! Als ob Ihnen dort irgend etwas d'ran läge, ob ich verlobt oder verheirathet todt oder lebendig bin."

Oh! Oh! Dagegen vertheidige ich mich gar nicht! Sie wissen, wie falsch, wie grundfalsch diese Behauptung ist. Wenn mir nur etwas daran liegen dürfte, ob Sie sich verloben, verheirathen! Aber habe ich denn ein Recht, nur ein Wort dagegen zu sagen? ich, ein Anfänger, ein Maler, ein Nichts, der Junggeselle wider Willen. Ich muß es wohl so hinnehmen, daß ein Anderer nach Ihnen die Hand ausstreckt! Ich weiß nur, daß Sie heute zum Abschied noch ein Bischen lieb mit mir waren!"

„Ich finde, daß Sie sich gar nicht im Geringsten über mich zu beklagen haben," erwiderte sie mit einem koketten Blick.

„Nein! Aber ich bin eben ein unverschämter Mensch," sagte er leise und sucht hinter dem Fächer nach ihrer Hand, „unverschämt in meinen Wünschen. Und ich hätte von Ihnen so schrecklich gern einen Abschiedskuß, Fräulein Edy!"

Sie entzieht ihm ihre Hand; sie springt auf. „Sie sind unartig, mein Herr!" bemerkt sie mit funkelnden Augen. Aber der Zorn ist nicht groß, oder sitzt nicht tief, denn nach kurzer Zeit hält der Maler sie wieder im Arm und sie tanzen den „Rheinländer" in schönster Harmonie.

Nun schweigt die Musik. Die Paare gehen plaudernd auf und ab. Edy ist aus dem Zimmer geschlüpft in den Salon; sie hängt den weichen Pelzkragen um die Schultern und öffnet die Balkonthüre. Es ist zum Ersticken schwül; sie muß ihre brennenden Wangen kühlen.

Der Soldat unten auf der Straße erkennt die helle Gestalt auf dem erleuchteten Hintergrund. Er schaut zu ihr empor wie zu einer Lichterscheinung. Jubeln, jauchzen möchte er! Es ist ihm wie ein Beweis für die geheime Magie der Liebe, daß sie wie von einer Ahnung getrieben hinunter blickt auf die nächtliche Straße.

Aber während er steht und starrt, wie anbetend, tritt neben die Lichterscheinung ein Schatten, eine dunkle Männergestalt.

Der Maler oben flüstert in Edy's Ohr: „Bitte, bitte! Zum Abschied!" und neigt sich zu ihrem heißen Gesicht herab.

„Aber gehen Sie doch — der Posten sieht herauf!" wehrt sie ab, aber ohne Kraft.

„Ah bah, der Posten!" lacht er und küßt sie heiß und lange auf die Lippen, die nicht widerstreben.

Nur ein flüchtiger Moment.

Aber für den Mann da unten ist die Lichtgestalt plötzlich schwarz und häßlich geworden; sein Paradies ist ihm fortgelöscht, zerronnen!

Mit einem Lächeln auf dem Gesicht huscht Edy wieder zurück in den Salon. Sie ahnt ja nicht, daß sie in dieser leichtsinnigen Minute ein Lebensglück verscherzt, eine glänzende Zukunft über den kleinen Balkon hinaus geschleudert und, was noch mehr ist, ein treues, warmes Herz verloren hat.

Droben tanzen sie; drunten wird der Posten abgelöst; sein Schritt hallt durch die Straße. Einmal blickt er zurück; dort bei dem Schilderhaus liegt sein Glück begraben.

Eine interessante Reminiscenz.

In Madrid wird anläßlich des eben abgeschlossenen Verkaufs des in Biarritz gelegenen Palais der Kaiserin Eugenie — sie bekam 200,000 Francs dafür — unter der Spitzmarke „sic transit gloria" eine alte, aber interessante Geschichte wieder aufgewärmt. Man ruft die Erinnerung an das Jahr 1860 wach, in welchem die Kaiserin, welche damals im Zenith ihrer Schönheit und Macht stand, in ihrem eben erbauten Palais zum ersten Male die Elite der in Biarritz versammelten französischen und spanischen Aristokratie empfing. Für denselben Sommer war auch ein zweites, prächtiges Palais dort fertiggestellt worden. Für wen, wußte man zuerst nicht; aber der Besitzerin — es sollte eine Dame sein — ging der Ruf großen Reichthums und unvergleichlicher Schönheit voran. Und als die Dame, die aus Cuba gebürtige Gräfin San Antonio, endlich erschien, da erwies es sich, daß Frau Fama nicht gelogen hatte. Hier eine Spanierin und dort eine Spanierin; die Cavaliere schwankten und wußten nicht, wem sie den Vorzug geben sollten. Es erschien auch Kaiser Napoleon; und alsbald ging die Sage, daß Eugenie Montijo sich fortan mit der Fremden in das kaiserliche Szepter theilen müßte.

„Und nun begann ein Kampf zwischen beiden Damen. Kein Kampf mit Degen und Pistolen; wohl aber eine gegenseitige Ueberbietung an Sammt und Seide, an duftigen Spitzen und an duftiger Schminke, an Diamanten und Perlen und an Allem, was Menschenherz begehrt. Und alsbald zeigte es sich, daß die Gräfin San Antonio auf der ganzen Linie zu avanciren begann. Im entscheidenden Moment aber kam ein Anderer der verlierenden Kaiserin zu Hilfe. Dieser Andere war kein geringerer als der junge spanische General Serrano, welcher bisher auswärts auf Urlaub verweilt hatte und nun herbeigeeilt war, um seiner schönen Frau Zügel anzulegen und sie mit sich fortzuführen. Die Gräfin San Antonio aber konnte es Eugenie Montijo nicht vergessen, daß dieselbe Kaiserin geworden war, während sie selber nur Gräfin geblieben. Man erzählte sich also, daß sie fortan der böse und gute Engel ihres jungen, thatkräftigen und an sich schon ehrgeizigen Gemahls wurde; daß sie es war, die ihn aufstachelte, sich mit Prim und Topete an die Spitze der September-Revolution zu stellen und die Königin Isabella, obgleich ihm diese seiner Zeit eine treue Freundin und sogar mehr als eine Freundin gewesen, vom Thron zu vertreiben. Es gelang ihr; ihr Gemahl General Serrano, schon früher durch die Gnade Isabellas Herzog de la Torre geworden, wurde der Regent Spaniens und genoß königliche Ehren; die schöne Gräfin war also endlich in Spanien das geworden, was die Nebenbuhlerin drüben in Frankreich. Zu gleicher Zeit aber brach über beide das Unglück herein: beide wurden abgesetzt und beide wurden häßlich, und die Krone, welche sie tragen mußten, war fortan nur die Krone des Skandals. Die Kaiserin verkaufte den Palast in Biarritz, die Herzogin de la Torre bewohnte ihr Hotel weiter fort; aber ihr ehemaliger freiwilliger Hofstaat ist in alle Winde zerstoben und sein Fehlen erinnert die Herzogin daran, daß sie nun das Gegentheil von jung und schön geworden ist. So hat sie denn ihre von Anbetern nicht mehr beunruhigte Muße benutzt, um ein französisches Buch „Choses vraies" zu schreiben, in welchem sie in bisher nicht ganz treuer Weise das politische Leben ihres verstorbenen Gatten zu beschreiben versucht.

Herbstfäden.

Von J. Korus.

Diane de Vieuxtemps, die schöne Wittwe auf Schloß Monrepos, hatte gestern ihren Geburtstag gefeiert, und das alte Schloß war voll von Gästen gewesen.

Seidene und brokatene Gewänder rauschten durch die weiten, lichterfüllten Säle und Gänge von Monrepos; die Champagnerpfropfen knallten, und der schäumende, prickelnde Wein gab erhöhtes Feuer in die Augen der schönen Frauen, — die ausgelassene, keck aufgeschürzte Dame Rokoko führte das Scepter, die Devise: „Après nous le déluge" im Schilde.

Und heute lag das Schloß wieder still und ruhig da, als sei Alles nur der Traum einer Nacht gewesen; die eleganten Kavaliere mit ihren Damen hatten sich lachend und scherzend alle am Vormittag entfernt, und Diane saß nun ganz allein in ihrem Boudoir am flackernden Kaminfeuer und träumte, träumte — woran die schöne Frau wohl denken mochte?

Ein feiner Duft von Puder, Heliotrop und welken Blumen erfüllte das traute Gemach mit den schweren seidenen Draperien, den geschweiften, weißlackirten Sesseln und Tischen, den kostbaren Nippes und all' den hundertlei Bagatellen, welche einer eleganten Frau zum Leben unentbehrlich sind.

Mit silberhellem Klange schlug die Pendule auf dem Kaminsims fünf Uhr und weckte die Marquise aus ihrem Sinnen, sie erhob sich langsam von dem Tabouret, auf welchem sie gesessen hatte, und trat an den Mitteltisch, auf welchem in buntem Durcheinander noch all' die Geschenke und Blumenspenden ihrer Freunde und Verehrer lagen und standen.

„Schade um die schönen Blumen," sagte sie bedauernd, „sie sind alle, alle welk, — nur die seinen nicht!" lachte sie glücklich vor sich hin und drückte ein Bouquet herrlicher La France-Rosen gegen ihr Gesicht. Diese mattgelben Kelche mit den rosa Rändern liebte sie so sehr, er wußte es, ach, wie theuer er ihr war, der schöne Marquis Octave de Forvillieres, wie sie ihn liebte, sie, die seit dem Tode ihres Gemahls auch nicht mit dem leisesten Gedanken mehr an einen Mann gedacht hatte, sie, welche gestern achtunddreißig Jahre alt geworden war und schon eine sechszehnjährige Tochter hatte! Aber war sie deshalb weniger schön als früher?

Sie trat vor den hohen venetianischen Spiegel und betrachtete sich prüfend; ihre Gestalt war üppiger geworden, ihr Gesicht voller, aber die großen, schwarzen Augen glühten noch wie damals, und die rothen Lippen leuchteten noch immer verlockend ihr aus dem Glase entgegen; nur durch das reiche, schwarze Haar zogen sich einzelne silberne Fäden hindurch, geweint hatte sie, als sie die ersten entdeckte, und auch jetzt wieder grub sich eine kleine unmuthige Falte zwischen die Brauen, als sie darauf hinsah, aber dann lachte sie hell auf, und nickte ihrem Spiegelbilde heiter zu.

„Herbstfäden," lachte sie, „die bringen oft erst Stimmung in die Landschaft, und wenn er mich wirklich liebt, was kümmern ihn dann die paar weißen Fäden! Und er liebt mich, es kann nicht anders sein, weshalb käme er sonst seit einem halben Jahr fast jeden Tag nach Monrepos; doch nicht für meine kleine Lucienne? Haha, nein, gewiß nicht; und gestern, als er von mir Abschied nahm, da sagte er: „Bis morgen dann, Marquise, da komme ich mir etwas holen!" Ach, das große, das unfaßbare Glück, er, der schöne, stolze Mann, mein für immer und ewig! mein!" —

„Aber, ich höre Schritte," fuhr sie erregt auf und heiße Gluth färbte ihre Wangen, „wenn er's wäre! doch nein, das ist nicht sein Gang."

„Vicomte de Merespaul," meldete das hübsche, kokette Zöfchen und ließ einen zierlichen alten Herrn eintreten, welcher sich mit vollendeter Grazie tänzelnden Schrittes auf Diane zubewegte.

„Seien Sie willkommen, Cousin," rief diese dem Eingetretenen entgegen, welcher galant die rosigen Fingerspitzen der schönen Frau küßte.

„Nur für einen kleinen Moment, ma belle," störe ich die Stille Ihres „sanctuaire" — danke, ich habe keine Muße zum Niedersitzen, — ich komme nämlich, um Ihnen Lucienne zu entführen, welche meiner kleinen kranken Adrienne Gesellschaft leisten soll, während der Zeit, die ich in Fontainebleau bin. Darf ich auf Ihre gütige Zustimmung hoffen, „chère cousine?"

Diane dachte einen Augenblick nach; Lucienne brachte viel Leben in das stille Schloß, es würde sehr einsam sein ohne sie, aber vielleicht war's doch besser so, wenn Octave kam und sich ihr erklärte, dann brauchte sie keinen Zeugen ihres Glückes —

„Es sei denn, Cousin," sagte sie lächelnd, „aber dann müssen wir Lucienne suchen gehen. Kommen Sie!" und sie legte leicht ihre Hand auf den dargebotenen Arm des alten Herrn und schritt mit ihm die Terasse hinaus, die breiten Marmortreppen hinab, welche in den Park führten, dessen vorderer Theil ganz in dem wunderlich verschnörkelten Geschmack der damaligen Zeit gehalten war, lange Hecken von Buchsbaum, der Taxus, zu Sonnenschirmen und Pyramiden geschnitten, hier und da ein abgezirkeltes Beet, in seiner Mitte irgend eine olympische Gottheit. Doch ein lebendes Wesen war nirgends zu erblicken.

„Der Wildfang wird wohl drunten sein," meint die Marquise, mit dem Fächer nach dem hintern Theil des Parkes zeigend, dessen natürliche Wildheit die Kunst noch nicht verstümmelt hatte.

Mächtige Eichen ragten mit ihren dichtbelaubten Kronen in den reinen Aether hinein und nahmen die Beiden in ihren Schatten auf, hier und dort war eine Bank angebracht oder eine kühle Grotte, und zierliche Brückchen aus behauenen Baumstämmen führten hin und wieder über den sprudelnden, krystallklaren Bach, welcher sich hinten in den Teich ergoß, dessen schimmernde Fläche durch die moosbewachsenen Stämme hindurchglänzte.

Auf eine dieser Brücken stand jetzt die Marquise mit ihrem Begleiter und spähte lauschend auf den Teich hinaus, von woher sie lachende Stimmen zu vernehmen glaubte. Das Plätschern dringt deutlicher herüber und plötzlich wird die schöne Frau leichenblaß und klammert sich krampfhaft an das Geländer an, um nicht zu sinken. Der Vicomte folgt bestürzt ihren starren Blicken und nun sieht auch er den Kahn und das junge Paar, welches drinnen innig umschlungen sitzt und sich still selig in die Augen schaut.

„Ei, sieh da," kräht der Vicomte, „ist das nicht Lucienne und der Marquis de Forvillieres? Mon Dieu, aus Kindern werden Leute und ich habe mich gewiß umsonst herbemüht. Da dürfen Sie nun wohl für den Trousseau Sorge tragen, Diane, und dann währt's nicht lange mehr, da wiegen Sie etwas Kleines auf den Armen, — haha, göttliche Idee, Diane als Großmutter!"

„Großmutter! Hahaha," lachte die Marquise und trocknet sich die nassen Augen mit dem Spitzengewebe, „haha, es ist zu komisch." Wenn's nicht so lachhaft wäre, möchte sie am liebsten weinen!

„Lassen Sie uns gehen, Cousin!" bittet sie leise, „wir wollen die Beiden nicht stören, für die ist es ringsum, wie in ihren Herzen sonniger, lachender Frühling, aber für uns alte Leute wird es schon kühl draußen, nicht? Die Zeit der Rosen ist vorbei und — sehen Sie nur, Vicomte, da kommen sie schon durch die Luft gezogen, die feinen, glänzenden Herbstfäden!"

Nochmals Kapitän Orth.

In diesen Tagen waren zwei Jahre seit den letzten Nachrichten verflossen, die über den Schiffscapitän Johann Orth — den ehemaligen Erzherzog Johann Salvator — vor dessen spurlosen Verschwinden Kunde gaben. Vom 12. Juli 1890 datirte ein Brief aus Plata, worin Johann Orth seinem Wiener Vertreter anzeigte, daß er nach Entlassung aller seiner Schiffsoffiziere im Begriffe stehe, als sein eigener Capitän und ohne Offiziere mit der „Santa Margherita" die Fahrt um das Cap Horn nach Valparaiso anzutreten. Spätere Meldungen bestätigen daß die „Santa Margherita" mit einer Ladung Salpeter unter Orth's Führung am 16. Juli 1890 aus dem argentinischen Hafen Ensenada nach Valparaiso ausgelaufen sei. Seitdem fehlte jede beglaubigte Kunde über Johann Orth; weder er, noch einer seiner Begleiter, noch sein Schiff sind seitdem irgendwo gesehen worden, und allen späteren Nachforschungen ist es nicht gelungen, eine sichere Spur von ihm aufzufinden. Gerüchte, wonach Orth unter anderem Namen in chilenische Dienste getreten sein sollte und an dem Bürgerkriege in Chile theilgenommen habe, bestätigen sich nicht. Vielmehr machten es die Nachforschungen, welche die österreichisch-ungarische Corvette Saida im vorigen Jahre beim Umschiffen der Südspitze von Amerika in der Magellanstraße und am Cap Horn anstellte, fast zur Gewißheit, daß Johann Orth mit den Seinen dort in einem Orkan Schiffbruch gelitten habe und umgekommen sei. Nachdem der Verlust des Schiffes sichergestellt war, ist die Versicherungssumme für dasselbe von der Gesellschaft dem Wiener Vertreter Orths ausbezahlt worden. Bei diesem liegt auch das Testament, welches Orth, bevor er die österreichische Heimath verließ, abgefaßt hatte. Eröffnet kann dasselbe aber erst nach der Todeserklärung werden, und zum Zwecke einer solchen sind, wie die Neue Freie Presse mittheilt, bisher von Seite der Familie des Verschollenen keine Schritte unternommen worden. In erster Reihe berechtigt hierzu wäre die Mutter der, die verwittwete Großherzogin Maria Antonia von Toscana, die 78 Jahre alt, auf dem Schlosse Orth bei Gmunden lebt, von welchem ihr jüngster Sohn den bürgerlichen Namen annahm, und die inzwischen den Schmerz erleben mußte, noch einen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl Salvator, durch den Tod zu verlieren.

Verblümt. Chef: „Also Kahn u. Compagnie wollen nichts mehr von uns kaufen! Haben sie das Ihnen direkt gesagt?" Reisender: „Nein, verblümt." Chef: „Was haben sie gesagt?" Reisender: „Sie haben nichts gesagt, sie haben mich einfach heraus werfen lassen."

In Reserve. Mutter: „Aber wie kannst Du nur so mit Herrn Wild kokettiren? Denk' doch d'ran, daß morgen Lieutenant Kraft zu mir kommen und um Deine Hand anhalten wird. Und der gute Wild ist überdies nur Reserve-Lieutenant." — Tochter: „Eben deshalb, Mutter; Wild ist für jeden Fall mein Reserve-Lieutenant."